

Psychiatrie-Chefarzt zum „Anti-Depressions-Tag“

Das Verständnis wächst

Depression ist eine Volkskrankheit. Beratung und Aufklärung darüber verspricht am kommenden Samstag der vierte „Anti-Depressions-Tag“. Veranstalter wird er vom „Nürnberger Bündnis gegen Depression“, einem Verein, der 2001 als Forschungsprojekt entstand. Über Inhalte, Notwendigkeit und Ausblicke des diesjährigen Tags sprach die NZ mit Günther Niklewski, Mitbegründer des Bündnisses und Chefarzt der Psychiatrie und Psychotherapie am Nordklinikum.

NZ: Herr Niklewski, wer kann zum „Anti-Depressions-Tag“ kommen?

Niklewski: Jeder. Angehörige, Betroffene, Interessierte. Das Bestreben unserer Kampagne war ja immer, die Dinge so zu präsentieren, dass Otto Normalverbraucher sie mitkriegt.

NZ: In diesem Jahr wählen Sie den Programmschwerpunkt „Depression und Migration“. Wo liegt der Zusammenhang?

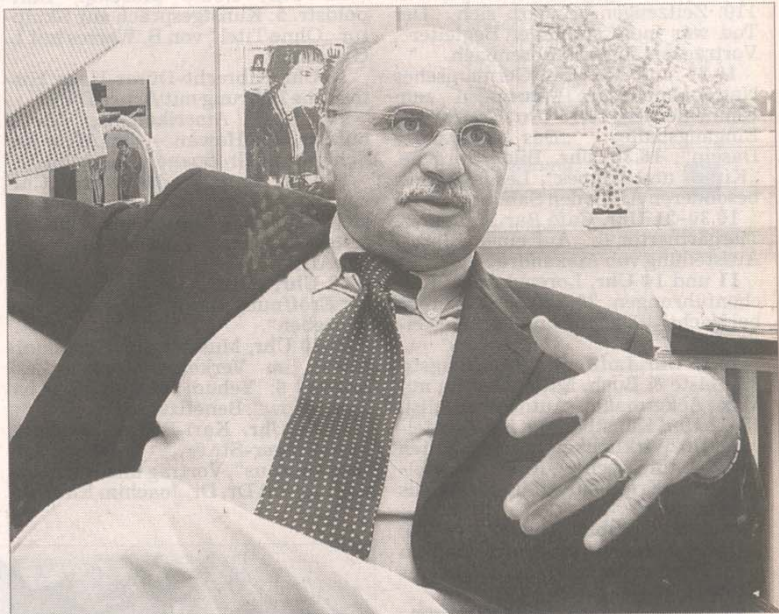
Niklewski: Wir wissen, dass Stress zu erhöhter Anfälligkeit für Depressionen führt. Und manche Migranten haben einen erhöhten psychosozialen Stress. Beispielsweise ist bei Migranten Gruppen, die Verfolgung und Kriegswirren erleiden mussten, die Häufigkeit von psychischen Erkrankungen erhöht. Dieser Zusammenhang ist nichts Neues. Wir wollen einfach immer Wissen über bestimmte Risikogruppen transportieren.

NZ: Reicht das Beratungsangebot in Nürnberg für die betroffenen Migranten aus?

Niklewski: Das Angebot ist nicht schlecht, wie auch das Angebot an muttersprachlicher ärztlicher Versorgung. Der Anteil der Migranten unter unseren stationären Patienten entspricht etwa ihrem Anteil an der Nürnberger Bevölkerung.

NZ: Die Krankenkassen melden, dass die Krankenstände wegen depressiver Erkrankungen deutlich zunehmen, obwohl allgemein die Krankenstände sinken. Gibt es mehr Depressionen?

Niklewski: Es stimmt, die Diagnose Depression wird häufiger gestellt. Früher stand etwas anderes auf dem Papier: „vegetative Dystonie“ oder „Erschöpfungssyndrom“. Heute erkennen Hausärzte die Depression besser, und sie nennen sie dann auch so. Auch die Selbsthilfeliteratur ist gewachsen, die Leute erkennen sich darin wieder. Das heißt nicht automatisch, dass das Krankheitsbild häufiger wird. Die diagnostische Sicherheit nimmt zu – mehr bedeutet es erst einmal nicht. Um eine Tendenz herauszukriegen, müsste man eine große Untersuchung in der Allgemeinbevölkerung machen.



Depressionen werden nicht häufiger, sagt Chefarzt Günther Niklewski, aber häufiger entdeckt – ein Erfolg von fünf Jahren „Bündnis gegen Depression“. Foto: Fengler

NZ: Die Entdeckungsrate steigt – geht damit die Hemmung zurück, sich zu seiner Depression zu bekennen?

Niklewski: Die Tabuisierung geht sichtbar zurück. Das ist sehr erfreulich und einer der Erfolge des Bündnisses gegen Depression. Dieser Effekt beginnt sich erfreulicherweise auf andere seelische Störungen auszudehnen, etwa auf die von der Gesellschaft hoch stigmatisierten schizophrenen Psychosen. Da laufen auch schon Entstigmatisierungskampagnen.

NZ: Es gibt aber noch Vorurteile gegenüber Depressionen?

Niklewski: Ich erlebe häufig die Fehleinschätzung von Angehörigen, dass es eine Erkrankung sei, die durch den Willen beeinflussbar ist, nach dem Motto: „Reiß' dich doch zusammen!“ Aber wenn ich zum Depressiven „Streng' dich an!“ sage, wird sein Leidensdruck noch schlimmer. Da muss so eine Kampagne jahrelang arbeiten, um das Verständnis zu verbessern.

NZ: Kürzlich sagten Sie bei einem großen Treffen von Seelsorgern, Sie würden den Begriff „Bündnis gegen Depression“ heute nicht mehr wählen.

Niklewski: Ich würde es heute „Bündnis für seelische Gesundheit in Nürnberg“ nennen oder so ähnlich. Ein Bündnis „gegen“ etwas ist immer schlecht. Es gibt Depressive, die denken „Das ist gegen mich“; solche Missverständnisse habe ich schon erlebt.

Im Nachhinein sieht man viele Dinge kritischer. Die Depression war aber ein guter Einstieg in den Sektor der seelischen Gesundheit, ein Türöffner.

NZ: Ihre Bilanz nach fünf Jahren „Bündnis gegen Depression“?

Niklewski: Ich war anfangs skeptisch, ob wir das Thema über Jahre hinweg so lebendig halten können. Aber das Bündnis hat immer noch eine Super-Resonanz. Die Veranstaltungen werden angenommen. Die Suizidversuchsrate ist in Nürnberg signifikant um 20 Prozent gesunken. Man müsste jetzt halt überlegen, ob man die Beschränkung auf die Depression langsam aufhebt und ein größeres Netzwerk schafft. Keinesfalls will ich damit sagen, dass das Bündnis gegen Depression ausgedient hätte. Man könnte nur die große Bereitschaft der Gesellschaft, sich für seelische Krankheiten zu interessieren, für einen größeren Bereich nutzen. Fragen: Isabel Lauer

Das Programm des „Anti-Depressions-Tags“ am 15. Oktober im Haus eckstein, Burgstraße 1–3, trägt den Titel „Depression und Lebensumbrüche – Lebensumbrüche und Depression“. Von 10 bis 17.30 Uhr finden Vorträge und Gesprächsgruppen mit 20 Experten sowie ein Info-Markt statt. Die Teilnahme ist kostenlos. Kinderbetreuung wird angeboten. Informationen unter www.buendnis-depression.de/nuernberg und ☎ 3983766.